

Traveling Theories: Anmerkungen zur neueren Diskussion über »Race, Class, and Gender«

Fragen von Ungleichheit und Differenz unter Frauen sind in den vergangenen zwanzig Jahren in den Mittelpunkt des angloamerikanischen feministischen Diskurses gerückt. Im Zuge dieser Entwicklung ist der Fokus feministischer Theorie auf die gesellschaftliche Verfasstheit des Geschlechterverhältnisses systematisch erweitert worden. Symbolisiert wird diese Entwicklung in der viel zitierten Triade von *Race*, *Class* und *Gender*, die das Zusammenwirken unterschiedlicher Herrschaftsformen in den Blick rückt. An amerikanischen Universitäten mehren sich Forschungszentren und Studiengänge, die Wechselwirkungen zwischen unterschiedlichen Formen sozialer Ungleichheit und kultureller Verschiedenheit zu ihrem Gegenstand gemacht haben.¹

Zwar gibt es auch in der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung von Anfang an Diskussionen über die soziale und kulturelle Inhomogenität der Genus-Gruppen.² Die systematische Bedeutung dieser Thematik für feministische Theorie, Epistemologie und Politik rückt hierzulande jedoch erst allmählich ins Bewusstsein. In der englischsprachigen Diskussion ist der 1987 von der US-amerikanischen Juristin Kimberlé Crenshaw geprägte Begriff der »intersectionality« oder »intersectional analysis« inzwischen zum Leitbegriff geworden. Darunter wird eine paradigmatische Neuorientierung der Geschlechterforschung verstanden. In meinem Beitrag geht es um einige Schlaglichter auf die transatlantischen Reisen der Triade von *Race*, *Class* und *Gender*: Wie wird sie im deutschsprachigen Kontext aufgenommen? In welchem Maße ist diese Analyseperspektive an Kultur und Gesellschaft ihres Entstehungskontexts, der USA, gebunden? Welche Bedeutung hat sie für die weitere Entwicklung feministischer Theorie? Dabei geht es mir vor allem darum, die Herausforderung zu verdeutlichen, die mit der Programmatik der *intersectionality* für die Geistes- und Sozialwissenschaften in Kernbereichen wie der Gesellschaftstheorie, Ungleichheitsforschung und Subjekttheorie verbunden ist. Im Diskurs der Frauen- und Geschlechterforschung zielt das neue Paradigma darauf

ab, eine theoretische Stagnation zu überwinden, die ihren symptomatischen Ausdruck im rituellen Zitieren des Mantras von *raceclassgenderetc.* findet.

Über Reisen

Die Metapher der *traveling theories* dient als Ausgangspunkt meiner Überlegungen. In der Erörterung ihres Nutzens und ihrer Grenzen kommen die sich verändernden Bedingungen in den Blick, die die Bewegungen von Theorien gegenwärtig beeinflussen. Seit Edward Said 1983 das Bild der *traveling theories* in seinem gleichnamigen Essay einführte, scheint es selbst zum exemplarischen Fall einer schnell reisenden Idee geworden zu sein. Die Vielfalt von Fächern, Weisen und Kontexten, in denen die Metapher aufgegriffen worden ist, deutet an, dass sie einen Nerv, eine Zeiterfahrung, getroffen haben muss, die über die allgemeine deskriptive Brauchbarkeit der Figur des Reisens hinausweist, deren geistesgeschichtliche Tradition mindestens ins 16. Jahrhundert zurückreicht. Bis heute wird die Trope des Reisens vorwiegend mit Bezug auf das Subjekt, auf reisende Personen verwendet, um ihre Abschiede, ihre Fahrten zu unbekanntem Orten, ihre Entdeckungen und Erfahrungen zu beschreiben. Exemplarische Figuren in diesem Feld sind der Ethnograph und der Tourist. An den dichten Zusammenhang von Fortbewegung, Bildung und Erkenntnis erinnert die Etymologie des Begriffs der Erfahrung.

Theorien oder Konzepte als reisende Objekte aufzufassen ist seit den 1980er Jahren und besonders im feministischen Diskurs mehr als eine Fortführung etablierter ideengeschichtlicher Übungen. Die neue Perspektive war mit einem emphatischen *cultural turn* verbunden, wonach Theorien als Manifestationen und Schauplätze sozial eingebetteter und machtimprägnierter kultureller Praktiken betrachtet wurden; und sie war mit einer selbstreflexiven Wende verbunden, welche die interpretativen Disziplinen in den vergangenen zwanzig Jahren stark beeinflusst hat. Theoretische Traditionen, an die dabei angeknüpft wurde, waren vor allem die Wissenssoziologie, die französische historische Epistemologie in ihrer Fortführung durch Foucault, Varianten des westlichen Marxismus und die Kritische Theorie, die englische Schule der *Cultural Studies* und, in jüngerer Zeit, die Untersuchungen von Pierre Bourdieu. Ein wachsendes Bewusstsein von der Art und Weise, in der Theorien durch den historischen Kontext ihrer Artikulation geprägt sein können, hat intensive Diskussionen und Forschung über die soziale Bedingtheit von Wissen, über kulturelle Differenz, über das Maßstabsproblem in der Komparatistik und Fragen der Übersetzung angeregt. Im Zuge dieser Erweiterung der Perspektive ist die Behandlung von Theorien als reisendes Objekt bzw. taxonomische Entität selbst zum Problem geworden.

In der Medien-, Kultur- und Gesellschaftstheorie galt in den vergangenen Jahren der Frage nach den sich verändernden Bedingungen der Streuung und Zirkulation von Wissen besondere Aufmerksamkeit. In diesem weiteren Horizont stehen die tiefgreifenden Veränderungen in der zeitlich-räumlichen Verfassung der Gegenwartsgesellschaft und deren Bedeutung für das, was Wissen heißt, ebenso zur Diskussion wie die materiellen Gegebenheiten und Machtstrukturen, die die Produktion und Distribution von Wissen bestimmen. Ob im konzeptuellen Rahmen von Postmoderne, Zweiter Moderne, Globalisierung, Weltgesellschaft, Spätkapitalismus, Empire, Technokapitalismus, Wissens- oder Netzwerkgesellschaft – in allen zeitdiagnostischen Ansätzen stehen Phänomene einer sich verdichtenden Zeitökonomie, verbunden mit Prozessen der Entbettung und Beschleunigung sowie Fragen der Reflexivität von Wissen im Vordergrund. Die Bedingungen des Reisens von Wissen, Informationen und Ideen haben sich nach diesen Diagnosen seit den 1960er Jahren tiefgreifend gewandelt durch revolutionäre Entwicklungen in den technischen Kommunikationsmedien und deren massenhafte Verbreitung, durch den wachsenden Einfluss der Kulturindustrie, durch ökonomische Vernetzung und eine explodierende Zahl transnationaler Institutionen, die die Bedingungen der Möglichkeit von Austausch sichern und regulieren.

Auf dem Hintergrund dieser Skizze lässt sich der ungleichzeitige, beinahe altmodische und harmonistische Charakter der Metapher des Reisens erahnen, die unlösbar assoziiert ist mit einem kontemplativen Modus und dem Privileg, Zeit zu verausgaben und zu verlieren. Wer die schnellen Reisen von Theorien und Konzepten in der Gegenwart analysieren will, muss daher über den Einzugsbereich der Trope des Reisens hinausgehen.

In Texten der *cultural studies*, der *ethnic studies*, der postkolonialen Theorie sowie der Frauen- und Geschlechterforschung wurden Begriffe wie Exil, *Displacement*, Migration, Nomadismus und andere als Korrektiv gegen das harmonistische Image gesetzt, das die Metapher des Reisens wie ein Schatten ihrer adligen und, später, bürgerlichen Geschichte begleitet. Manchmal kann ein Wort wie »schmuggeln« angemessen sein, um Bewegungen von Büchern, von Theorien und Begriffen zu beschreiben. Vor dem Fall der Berliner Mauer und des Eisernen Vorhangs hat es bekanntlich eine Menge an Schmuggel dieser Art gegeben – durchaus in beide Richtungen. Die Rede von den »theoretical parachutists«,³ theoretischen Fallschirmspringern, reflektiert die ambivalenten und teilweise erniedrigenden Erfahrungen, die mit den Umstrukturierungen der Hochschulen in der ehemaligen DDR und den osteuropäischen Ländern verbunden waren. Inzwischen gibt es etliche Texte, die den Zusammenhang von Entwertung überkommenen Wissens und den einerseits begehrten, andererseits aufgenötigten Importen westlicher bzw. anglo-amerikanischer Theorie in der Frauen- und Geschlechterforschung reflektieren.⁴ In den Bei-

trägen zu dieser Diskussion finden sich auch Hinweise darauf, in welchem Maße die Reiserouten von Theorien durch diskurspolitische Definitionen von *knowledge gaps* oder *knowledge divides* beeinflusst werden, die qua Konstruktion implizieren, dass es eine asymmetrische Verteilung des Wissens gibt, jedenfalls des Wissens, das zählt. Die Formierung solcher *knowledge gaps* oder *knowledge divides* folgt nicht unbedingt der Logik des »zwanglosen Zwangs« (Habermas) besserer Argumente, sondern sie geschieht im Zusammenspiel politisch-institutioneller Macht- und Opportunitätsstrukturen, institutioneller und individueller Markt- und Überlebensstrategien und im Widerstreit unterschiedlicher Rationalitäten. Die Nachfrageseite ist gestützt auf Phantasien und Vorurteile über den Gebrauchs- und den Tauschwert der Bücher, die man noch nicht gelesen hat und über die Notwendigkeit, sie zu lesen. Auch in diesen Einschätzungen und Phantasien spiegeln sich ungleiche Positionierungen in Machtverhältnissen sowie disziplinäre und linguistische Hegemonien. Indem sie Defizite und Mängel definieren, tragen *knowledge gaps* zur Dynamik des theoretischen Verkehrs bei. Sie beschleunigen die Reisen der einen und bremsen die Distribution der anderen.

In dem Band »The States of ›Theory‹«,⁵ der in mancher Hinsicht eine kalifornische Perspektive auf Dynamiken von Theorieentwicklung darstellt, reflektiert Jacques Derrida über das Feld jener Kräfte, die die Bewegungen von Theorien beeinflussen. Er beschreibt die »Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und anderen kleinen Seismen« als Symptome eines hypertrophen Wettbewerbs, der das Karussell des doxographischen Diskurses antreibt. Eine Analyse dieses Kräftefeldes hätte die sozio-ökonomischen, die politisch-institutionellen, die psycho-historischen und die phantasmatisch-libidinösen Dimensionen in den Blick zu nehmen.⁶ In einem dekonstruktiven Gedankenspiel, in dem er die Sicht auf den politisch-institutionellen Umgang mit »theory« durch die semantische Ökonomie der beiden Worte »state« und »states« passieren lässt, resümiert er:

Man würde dann die frenetische Konkurrenz zur Kenntnis nehmen, die die Produktion von Titeln in »New« und »Post-Ismen« aktiviert und beschleunigt, und das, was dieses alles verschlingende wechselseitige Sich-überbieten einerseits zwischenstaatlichen Differenzen innerhalb der USA verdankt, andererseits Differenzen zwischen Nationalstaaten wie England, Frankreich, Deutschland, Italien, Japan usw. – und schließlich und vor allem Differenzen zwischen unterschiedlichen kulturellen, editorischen und vor allem akademischen Dispositiven: unterschiedlichen Lehr- und Forschungssystemen, je nachdem, ob sie vorwiegend öffentlich und staatlich oder vorwiegend privat organisiert sind und vom freien Unternehmertum kapitalistischen Stils beherrscht werden. Die Differenz zwischen diesen beiden Systemtypen schließt

die Erfindung von Übertragungen, Relais, Parasitismen, Zusammenschaltungen nicht aus, im Gegenteil – sie können, je nachdem, als Ansteckungen oder als heilsame Provokationen interpretiert werden; außerdem können ihre Konfigurationen sehr originell sein, und sie haben sich, glaube ich, in den letzten Jahren radikal erneuert – in Europa ebenso wie hier.⁷

Seit diesem Vortrag Derridas im Jahr 1986 haben sich in vielen Ländern der Welt, insbesondere auch im sich neu formierenden Europa, die Produktions-, Distributions- und Verwertungsbedingungen von Theorie oder, allgemeiner, von wissenschaftlichem Wissen, gravierend gewandelt. Sie können nicht begriffen werden ohne Blick auf die Entwicklung einer veränderten Konfiguration von Ökonomie, Wissenschaft, Technologie, Politik und Kultur unter den Bedingungen eines hochkompetitiven kapitalistischen Weltmarktes. Die Ökonomin Antonella Corsani analysiert den »kognitiven Kapitalismus«⁸ als spezifische Konstellation im Verhältnis von Wissen und Ökonomie. In dieser Konstellation löst sich die Sphäre der Wissensproduktion von der industriellen Güterproduktion, indem sie selbst zur Sphäre einer Warenproduktion wird. Der kognitive Kapitalismus hat in ihrer Sicht eine Tendenz, alle Formen des Wissens zu kommodifizieren, sei es ästhetisches, philosophisches, kulturelles, linguistisches oder naturwissenschaftlich-technisches Wissen. Diese Entwicklung manifestiert sich unter anderem in Phänomenen wie der Patentierung von Ideen, der Ausbeutung nicht-wissenschaftlichen Wissens, der Kontrolle des Zugangs zu Wissensressourcen oder in der Proliferation des *copyleft licencing*, welche die frühere Ordnung intellektuellen Eigentums revolutioniert.⁹

Auch wenn diese Zusammenhänge noch genauer auszuloten sind, ist doch offenkundig, dass der Wissens- und Informationssektor an Bedeutung gewonnen hat, dass Wissen und reflexive Kompetenzen im Umgang mit Wissen zu wertvollen Gütern geworden sind. Dem korrespondieren weitreichende Veränderungen auf der institutionellen Ebene in Wissenschaft und Forschung, die im englischen Sprachraum unter Bezeichnungen wie »academic capitalism« reflektiert werden.¹⁰ Während im US-amerikanischen Wissenschaftssystem, auf das sich Derridas Beobachtungen beziehen, marktvermittelter Wettbewerb schon lange die Strukturen der Wissensproduktion und -distribution bestimmt, zeigen sich im europäischen Hochschulsystem mit seinen sehr unterschiedlichen Traditionen und Voraussetzungen erst seit wenigen Jahren Zeichen einer »Umsteuerung«, die sich daran orientiert, Konkurrenz durch Herstellung eines gemeinsamen Forschungs- und Bildungsraumes zu ermöglichen. Das setzt Kompatibilität und Vergleichbarkeit voraus. Das paradoxe Paar von Profilbildung und Vereinheitlichung ist unter dem Einfluss von Vorstellungen des *New Public Management* wesentlich ökonomisch verklammert. Der in Zeiten leerer öffentlicher Kassen an Bedeutung gewinnende Wettbewerb um Ressourcen forciert eine

instrumentelle Form von Rationalität und strategischem Verhalten. Vermittelt durch Steuerungsmechanismen wie: Evaluation, Profilbildung, Rankings, Hochschulmarketing, Zielvereinbarungen, Qualitätssicherung, kriterienbasierte Mittelvergabe etc. wird wachsender Druck auf die Hochschulen und inzwischen auf alle Disziplinen ausgeübt, nützliches Wissen zu produzieren. Wissen, das sich auf den Märkten von Erfindung und Innovation auszahlt, auf diversen Expertenmärkten, auf Märkten der Politikberatung wie der wissenschaftlichen Aus- und Weiterbildung und last but not least auf dem transnationalen »quotation market«.¹¹ Auch der feministische Wissenschaftsdiskurs bewegt sich nicht jenseits dieser Entwicklungen, sondern ist von ihnen in seinen Optionen und Legitimationsstrategien auf vielfältige Weise tangiert.¹²

Auf dem Hintergrund dieser Skizze sollen zunächst die Bewegungen der Triade von *Race*, *Class* und *Gender* im feministischen Diskurs beleuchtet werden, der ein spezifisches Medium und diskursives Feld für die Reise von Theorien darstellt.

Zu den Charakteristika der feministischen Strömung, die in zahllosen Texten hervorgehoben wird, gehört ihr ausgeprägter Netzwerkcharakter. Kommunikationen in diesem polyphonen und dissonanten Interdiskurs tendieren dazu, Grenzen zwischen Disziplinen, theoretischen Paradigmen und unterschiedlichen Feldern akademischer, politischer und professioneller Praxis immer wieder zu überschreiten, auch wenn Formen der Spezialisierung und Arbeitsteilung in den vergangenen Jahren zweifellos zugenommen haben. Einzigartig ist nach wie vor eine besondere Form der Aufmerksamkeit für einander, die das bewegliche Netzwerk der »imagined community«¹³ des Feminismus durchzieht. Bei zahllosen Gelegenheiten und an zahllosen Orten, auf Konferenzen, bei internationalen *events* und *workshops* treten Frauen immer wieder in einen wissenschaftlichen oder politischen Austausch, offenkundig in der Annahme, dass sie etwas verbindet. Zwar ist nicht ausgeschlossen, dass auch Männer sich in diesem Problemfeld wissenschaftlich und politisch engagieren. Dennoch ist, was sich nur zum Teil aus seiner politischen Entstehungsgeschichte erklären lässt, der Gender-Diskurs ein stark feminisierter Bereich geblieben. Es ist viel geschrieben worden über die imaginäre Dimension des feministischen »Wir«, das als eine Art regulativer Idee von kognitiver, emotionaler, normativer und praktischer Bedeutung geblieben ist, obwohl sich inzwischen herumgesprochen hat, dass es nicht positiv definiert werden kann unter Rekurs auf eine substantielle Identität von Erfahrungen und Interessen. Das aporetische Moment, das diese Konstellation durchzieht, ist in der gleichzeitigen Unverzichtbarkeit und Unmöglichkeit einer fundierenden Bezugnahme auf ein politisches und epistemisches Subjekt begründet.¹⁴ In den immer wieder neu angestachelten Kontroversen über das »proper object«¹⁵ feministischer Theorie zeigen sich die Wirkungen dieser Aporie, die den feministischen Diskurs zu einer unruhigen, manchmal moralisierenden, idiosynkratischen, vitalen, kontroversen, produktiven, »heißen« epistemischen Kultur gemacht haben.¹⁶

Eine der folgenreichen Debatten in diesem Zusammenhang ist die anhaltende Diskussion um Ungleichheit und Differenz unter Frauen. Politisch ist sie angetrieben durch die normativ projizierte aber kontrafaktische Inklusivität des feministischen »Wir«, das von Machtdifferenzen und Formen der Exklusion durchbrochen wird. Die politische und moralische Notwendigkeit im Rahmen des feministischen »Wir«, inklusiv zu sein, um die fundierenden Prämissen aufrechterhalten zu können, haben die Wege geöffnet für die Verbreitung und Beschleunigung der Debatte um *race/ethnicity, class, gender/sexuality*.

Die Karriere der Triade von *Race, Class* und *Gender* begann in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren in den USA mit der Kritik an dem Mittelschichtbias und dem unreflektierten Ethnozentrismus, der nach Auffassung der Kritikerinnen einen Großteil feministischer Theorie und Politik bestimmte. Die Erfahrungen und Lebensverhältnisse jenseits der weißen Mittelschichten ernst zu nehmen, *Race, Class* und *Gender* als miteinander verbundene Strukturen der Unterdrückung zu begreifen, wie es Patricia Hill Collins formulierte, wurde besonders vehement im Kontext des *Black Feminism* artikuliert, der stärker als andere Strömungen der Frauenforschung an einer radikalen Tradition der Gesellschaftskritik orientiert war.¹⁷

Die rhetorische Übersetzung von »Unterdrückung« in »Differenz« sowie die Pluralisierung von »Differenzen«, die Anlass für zahlreiche Auseinandersetzungen wurden, breitete sich im Zuge paradigmatischer Verschiebungen und Veränderungen in der disziplinären Konstellation der *Women's* und *Gender Studies* aus. Literaturwissenschaft, Cultural Studies und postmoderne Philosophie gaben in den theoretischen Diskussionen den Ton an und forcierten die linguistische und kulturelle Wende, die die jüngere feministische Theoriediskussion prägte. Die große Mehrheit der Feministinnen in den Sozialwissenschaften in den USA konzentrierte sich in dieser Zeit eher auf empirische Forschung und mehr oder weniger mikrologisch orientierte sozialkonstruktivistische Theoriebildung anstatt das frühere Programm einer umfassenden Gesellschaftsanalyse und -kritik fortzuführen. In den späten 1980er Jahren spitzten sich die Debatten über »Differenzen« unter Frauen im Zusammenstoß identitätspolitischer Artikulationen von »Differenz« und radikalen poststrukturalistischen Erschütterungen der epistemischen und politischen Grundlagen des Feminismus zu. Judith Butlers Buch *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*¹⁸ markiert einen Höhepunkt dieser Entwicklung, wenn es die Vergeblichkeit der Suche nach einem fundierenden Subjekt des Feminismus beschreibt: »Auch die Theorien feministischer Identität, die eine Reihe von Prädikaten wie Farbe, Sexualität, Ethnie, Klasse und Gesundheit ausarbeiten, setzen stets ein verlegenes »usw.« an das Ende ihrer Liste.«¹⁹

Trotz aber vielleicht auch wegen der Diversität der politischen, disziplinären und theoretischen Kontexte, in denen Fragen der Differenz seither verhandelt wur-

den, ist die Trias von *Race, Class, Gender*, häufig ergänzt um eine Reihe weiterer Kategorien und das unvermeidliche »et cetera«, inzwischen zu einer schnellen und flexiblen Reisenden im anglophonen Feminismus geworden, mit unterschiedlichen Akzentsetzungen in den USA, Australien, Kanada und Großbritannien.

Reisen im doxographischen Diskurs

Wenn man die Bedingungen schnell reisender Theorien im US-Kontext untersuchen will, stößt man auf ein spezifisches materielles Medium der Beschleunigung: die weit entwickelte Tradition einer besonderen Gattung wissenschaftlicher Texte. Es handelt sich um das ausgedehnte Angebot an Kurs-Readern, Einführungsliteratur, Theorie-Webseiten etc., die Kurzfassungen und überblickshafte Skizzen von Theorien oder Debatten anbieten. Nicht selten nutzen sie Darstellungsstrategien, in denen Kontroversen in übertriebenen Szenarien präsentiert und Unvereinbarkeiten zwischen so genannten Positionen akzentuiert werden. Die Darstellung postmoderner Theorie in dieser Art von Literatur ist exemplarisch für diesen dramatisierenden Modus, der mit Pauschalkonstruktionen (»Western Thought«, »Enlightenment Thought«, »Modern Thought«, »Essentialism« etc.) sowie unterschwelligem »in« und »out«-Suggestionen arbeitet. Es ist nicht zuletzt dieser Typus von Texten, der das prägt, was Derrida den »doxographischen Diskurs« nennt.

Doxographische Diskurse sind Diskurse zweiter Ordnung oder meta-theoretische Diskurse, in denen Theorien als taxonomische Entitäten zirkulieren. Ein charakteristischer Zug solcher Diskurse ist, wie Derrida notiert, der »quotation market«. Derrida greift auf die sprechakttheoretische Unterscheidung von »gebrauchen« und »erwähnen« zurück, um auf einen unterschwelligen Imperativ aufmerksam zu machen, der den doxographischen Diskurs durchzieht: »don't use that concept, only mention it«. ²⁰ Die temporalen Strukturen von »gebrauchen« und »erwähnen« sind verschieden. Ein Gutteil der Beschleunigung von *raceclassgenderetc.* in der Frauen- und Geschlechterforschung verdankt sich ihrer Verbreitung als Kurzformel für die neueste Neuigkeit aus der Welt feministischer (Selbst)Kritik. Ihre Verdinglichung zur doxographischen Formel, die man erwähnt, ohne sich auf die Mühsal der Konkretion, der Kontextbestimmung, der Geschichte einzulassen, war eine Bedingung der Möglichkeit ihrer Beschleunigung. Die Zirkulation als moralisches Mantra ²¹ verbindet es mit der besonderen politischen Ökonomie des feministischen Diskurses. Die Doppelbotschaft, die der erwähnende Rekurs auf »Differenzen« signalisiert, ist: »Ich bin informiert« und »Ich bin politisch korrekt.« Indem Gender fokussiert wird und andere »Achsen der Differenz« im Status bloßen Benanntwerdens verbleiben, wird die Arbeit, die es zu tun gilt, an die jeweiligen »Anderen« delegiert.

Dieser Mechanismus reproduziert Arbeitsteilungen und Spezialisierungen entlang identitätspolitisch definierter Linien auch im Feld der Theoriebildung. Auf der einen Seite drückt sich in dieser Arbeitsteilung nach *identities* die enge Verbindung von Erfahrung, Erkenntnis und Interesse aus und die affektive Besetzung von Motiven, die das legitime Begehren stiftet, sich *bestimmten* Problematiken zu widmen: Man kann ja nicht alles gleichzeitig tun und arbeitet notwendig mit einer mehr oder weniger begründeten Auswahl von Unterscheidungen. Auf der anderen Seite ist es das Zusammenspiel von Delegation und Kompetenzansprüchen, von Autorisierung und Authentizität, die das Mantra der Differenz am Laufen hält. Auf diesem Hintergrund kann die Programmatik der Intersektionalität²² als eine perspektivische Revolution gesehen werden. Sie geht historisch durchaus auch im Sinne von Identitätspolitik auf die Interessen schwarzer Feministinnen an der Erforschung und Theoretisierung von *Race*, *Class* und *Gender* als Trilogie von Unterdrückung und Diskriminierung zurück und reflektiert in vielen Hinsichten die besondere Sozialstruktur und politische Kultur der Vereinigten Staaten. Dennoch weist ihr analytisches Potential über diesen Herkunftsbereich hinaus.

Die Diskussion über *differences* hat im angloamerikanischen Kontext viele Ausprägungen angenommen. Ein Kriterium, nach dem sich die Strömungen unterscheiden lassen, ist der Stellenwert, den Probleme sozialer Ungleichheit, Diskriminierung und Ausgrenzung jeweils haben. Während die Programmatik der Intersektionalität den politischen Impetus feministischer Gesellschaftskritik, das Interesse an der Analyse des Zusammenhangs von Ungleichheit und Konstruktionen von Differenz offensiv festhält, ersetzt der neuere Diversity-Diskurs den Fokus auf Ungleichheit durch einen auf Verschiedenartigkeit. Inzwischen hat sich die Diskussion über *diversity* quer über die Bereiche von Wirtschaft, öffentlichem Sektor und Arenen internationaler Politik ausgebreitet und sich zu einem unübersichtlichen und überdeterminierten kulturellen Dispositiv formiert. Dieses Dispositiv speist sich aus mehreren Quellen. Eine davon ist zweifellos die öffentliche Dauerbeschäftigung mit dem Thema *multiculturalism*, in dem die amerikanische Nation als »kosmopolitisches Gemeinwesen wider Willen«²³ ihre Identitätsfragen verhandelt. Dass das von George Bush dem Älteren eingeführte Losverfahren, mit dem jährlich weltweit 50.000 Einwanderungsvisa verlost werden, *Diversity Lottery* genannt wird, wirft Licht auf diesen spezifischen Hintergrund einer Nation, die zum überwiegenden Teil aus MigrantInnen besteht. Eine weitere damit zusammenhängende Quelle des Diversity-Diskurses sind die so genannten *minority* oder *ethnic studies* an den Universitäten und Colleges, die mit ihrer Politik der Repräsentation und mit entsprechenden Veränderungen der Curricula nicht nur den akademischen Kanon, sondern auch die nationale Selbstreflexion verändern. An den Hochschulen der USA ist die Produktion von ExpertInnenwissen im Feld der *cultural diversity* inzwischen

zu einem Wettbewerbsfaktor geworden. Im Hochschulmarketing gelten die plurale Zusammensetzung von Studierenden und Lehrkörper sowie entsprechende Lehrangebote als Mittel der Profilbildung. Kompetenzen im Umgang mit *diversity* sind gefragt. Die Differenzkonstruktionen, die im Transferbereich zwischen Wissenschaft, Wirtschaft und Politik zirkulieren, sind heterogen, theoretisch oft ungeklärt und gelegentlich ideologieträchtig (Differenz als Humanressource, als zu regulierendes Konfliktpotential, Differenz als kulturelle Diversität, verstanden als menschliche Parallele zur Biodiversität und viele andere). Sie speisen das legitimatorische Reservoir, aus dem AkteurInnen mit sehr verschieden gelagerten Interessen schöpfen können. Die Überführung von Ungleichheit und Differenz in *diversity* ist unter den verschärften Wettbewerbsbedingungen an den Hochschulen mehr als ein Symptom »postmodern« genannter Wissenschaftsströmungen, mehr als eine pragmatische Positivformel des Multikulturalismus. Sie ist auch Indikator für institutionelle Strategien der Absicherung von Forschungsschwerpunkten jenseits der Mainstreams.

Sheila Slaughter, Koautorin der Studie zum »academic capitalism«, die die Hochschulsysteme der USA, Großbritanniens und Australiens vergleicht, resümiert: »The vision of basic knowledge for use (...) de-legitimizes universities as a place for social criticism and dissent.«²⁴ Unter diesen institutionellen Bedingungen kann das Überleben kritischer Strömungen gesichert werden, indem man sich der Rhetorik der Verschiedenartigkeit und der *identities* zu legitimatorischen Zwecken bedient. In diesem Rahmen zerfällt die Triade von *Race*, *Class*, *Gender*. Da der Klassenbegriff sich gegen Kulturalisierung und Vereignschaftlichung sperrt, ist es nicht überraschend, dass es Kategorien ethnischer Vielfalt, *Gender* und *Race* sind, die diese Operation am ehesten überstehen.

Beide Strömungen – der Diversity-Diskurs wie der Diskurs über intersektionelle Analysen von Ungleichheit und Differenz – beeinflussen zunehmend die internationalen Diskussionen. Der Diversity-Begriff ist in Europa auf dem besten Wege, zum neuen Modewort zu werden. Dies gilt nicht nur im Feld der Management-Literatur, sondern auch in den Foren der politischen Öffentlichkeit. Wissenschaftlerinnen, die dieses Phänomen untersucht und kommentiert haben, weisen auf die Bedeutung hin, die der transnationale Markt der »social equality policy ideas« bei diesem Transfer gespielt hat, den auch feministische Aktivistinnen auf ambivalente Weise genutzt haben.²⁵

Auch die programmatisch-kritische Variante des Bezugs auf »Differenz«, der Diskurs über Intersektionalität, ist in den vergangenen Jahren zur Weltreisenden geworden. *Intersectional analyses*, insbesondere die Arbeiten von Philomena Essed und Kimberlé Crenshaw, haben als *policy framework* in der internationalen Arena der Frauenrechtspolitik erheblich Einfluss gewonnen. Zahlreiche Institutionen innerhalb der Vereinten Nationen und noch mehr NGOs fokussieren inzwischen Dis-

kriminierung in einer intersektionellen Perspektive. Auf der Weltkonferenz gegen Rassismus und auf den parallel laufenden NGO-Foren 2001 in Durban hat das Konzept der Intersektionalität die Diskussionen deutlich geprägt.²⁶

Irritierende Ankunft: Class und Race im deutschsprachigen Kontext

Während *intersectionality* im politiknahen Kontext einen analytischen Fokus bezeichnet, der auf Formen multipler Diskriminierung und Benachteiligung zielt, steht der Begriff im wissenschaftlichen Kontext für eine weitergehende Programmatik. In diesem Horizont geht es darum, die Erforschung großrahmiger gesellschaftlicher Herrschaftsverhältnisse, historische und kontextspezifische Machtstrukturen, institutionelle Arrangements und Formen der *governance* auf einer Meso-Ebene zu verbinden mit der Analyse von Interaktionen zwischen Individuen und Gruppen sowie individuellen Erfahrungen, einschließlich der damit verbundenen symbolischen Prozesse der Repräsentation, Legitimation und Sinnggebung.²⁷

In der deutschsprachigen Frauen- und Geschlechterforschung ist das Thema der Intersektionalität erst seit kurzem angekommen, getragen vom doxographischen Mantra *raceclassgender* und begleitet von Gerüchten über eine schwindende soziale Relevanz von Geschlecht sowie eine Krise feministischer Theorie.²⁸ Die verzögerte Rezeption der Triade von *Race, Class, Gender* hat mit einer generellen ›Verspätung‹ des deutschsprachigen Feminismus im Vergleich mit den transnationalen Schrittmachern des US-amerikanischen Feminismus zu tun. Eine wesentliche Bedingung dieser Verspätung ist sprachlicher Art. Der akademische Markt in Deutschland, Österreich und der deutschsprachigen Schweiz ist nicht groß, aber anscheinend groß genug, um als eigenständiger Markt zu funktionieren. Zweifellos ist der Druck, sich nach außen zu orientieren, in den kleineren linguistischen Gemeinschaften Europas ausgeprägter als im deutschen Sprachraum. Darüber hinaus variiert die professionelle Notwendigkeit, sich auf die angloamerikanische Diskussion zu beziehen, deutlich nach Disziplinen. Die Reisen anglophoner Theorien nach Deutschland wurden von der Amerikanistik und Anglistik sowie den sich gerade etablierenden *Cultural Studies* forciert. Das führte zusammen mit der Akzentuierung eher disziplinspezifischer Gegenstände auch zu einer spezifischen Auswahl theoretischer Perspektiven und Debatten, die, zusammen mit der breiteren Diskussion über Differenzen unter Frauen, den deutschsprachigen Kontext erreichten. In der Soziologie waren es vor allem Angehörige einer jüngeren Generation von Feministinnen, nicht selten Töchter von MigrantInnen oder WissenschaftlerInnen aus dem Gebiet der Migrationsforschung, welche die Debatten um Überschneidungen von Geschlecht und Ethnizität vorantrieben.²⁹

Die Ankunft der Triade von *Race*, *Class*, *Gender* im deutschsprachigen Kontext ist begleitet von Bedeutungsverschiebungen, die alle Kategorien betreffen, aber besonders die Begriffe *race* und *class*. Während etwa *class* in den USA der gängige Begriff zur Bezeichnung von Unterschieden in der gesellschaftlichen Positionierung darstellt, sei es im Rahmen struktur-funktionalistischer, Weberianischer, marxistischer oder berufsklassifikatorischer Ansätze, ist der deutsche Begriff der *Klasse* deutlicher an im weiten Sinne marxistische Traditionen der Ungleichheitsforschung und Gesellschaftstheorie gebunden. Im Zuge der Krise marxistischer Theorie und angesichts sozialstruktureller Veränderungen, auf die die deutschsprachige Soziologie seit Mitte der 1980er Jahren auch konzeptuell reagierte, ist der Klassenbegriff in der Ungleichheitssoziologie mehr und mehr ersetzt worden durch Begriffe wie horizontale Disparitäten, Milieus und Lebensstile oder, in der systemtheoretischen Diskussion, durch das Begriffspaar Inklusion und Exklusion. Es ist hier nicht der Ort, die facettenreichen Auseinandersetzungen um den Klassenbegriff und die Argumente für oder gegen seine Verabschiedung bzw. Weiterentwicklung nachzuzeichnen.³⁰ Eine gewisse Ungleichzeitigkeit lässt sich jedoch nicht übersehen: Wenn deutschsprachige Feministinnen, die sich auf die angloamerikanische Diskussion über Intersektionalität beziehen, mit großer Selbstverständlichkeit von *Klasse* als einer der zentralen Kategorien der Sozialanalyse sprechen, positionieren sie sich in einem Segment des gesellschafts- und ungleichheitstheoretischen Diskurses, dem der von soziologischen Meinungsführern verbreitete Ruf anhaftet, ein bisschen »von gestern« zu sein. Ulrich Beck prägte dafür die griffige Formel von den »Zombie-Kategorien«: Sie könnten nicht sterben, obwohl sie schon lange nicht mehr lebendig seien. Bekanntlich dreht sich jedoch das Karussell von »alt« und »neu« weiter und heute werden die postmodernen Diagnosen von Pluralisierung und Auflösung kollektiver Soziallagen, die die 1990er Jahre bestimmten, selbst verstärkt herausgefordert. Nicht nur, weil Ungleichheit sich auch in den reichen Ländern des Westens unübersehbar verschärft, sondern auch, weil die Formen und Mechanismen der Ungleichheit sich anscheinend nicht so radikal verändert haben wie es zeitdiagnostische Übertreibungen während der kurzen Prosperitätsphase suggerierten. Zumindest mehren sich wieder die Stimmen, die auf die Bedeutung und das unausgeschöpfte Potential des Klassenbegriffs für die Sozialstrukturanalyse und Ungleichheitsforschung hinweisen. Dies gilt nicht mehr nur für diejenigen, die gegen den Zeitgeist an einer klassentheoretischen Perspektive festgehalten haben und in diesem Rahmen nach Möglichkeiten einer analytischen Differenzierung suchten, die sozialstrukturellen Veränderungen Rechnung zu tragen erlaubt.³¹ Es gilt auch für die soziologische Profession im engeren Sinne. So plädierte etwa der derzeitige Vorsitzende der *Deutschen Gesellschaft für Soziologie*, Karl-Siegbert Rehberg, in seiner Ansprache zur Eröffnung des Soziologiekongresses zum Thema »Ungleichheit

und kulturelle Differenz«, der im Oktober 2004 in München stattfand, für eine Wiederaufnahme der theoretischen Auseinandersetzung mit dem Klassenbegriff.

Aus der Binnenperspektive des feministischen Diskurses birgt der Bezug auf den Klassenbegriff einigen Sprengstoff. Zum einen verweist er auf liegen gebliebene theoretische ›Baustellen‹ aus der Anfangsphase der Frauen- und Geschlechterforschung und erinnert damit an Desiderate und Schwachstellen der gegenwärtigen feministischen Theoriebildung. Zum anderen führt er die offensichtliche Spannung vor Augen, die zwischen dem Engagement in Sachen Gender Mainstreaming, mit dem sich Praktikerinnen und Theoretikerinnen der Gender Studies unvermeidlich im Einzugsbereich des *New Public Management* wiederfinden, und den beharrlichen Referenzen auf *Klasse* besteht. Letztere signalisieren eine Bindung an gesellschaftstheoretische Traditionen, die sich kritisch mit Formen gesellschaftlicher Rationalisierung befasst haben, wie sie heute auch im Zeichen von *Gender* forciert werden. Zwar wird in der feministischen Diskussion selten versäumt, *Klasse* als Achse der Ungleichheit zu *erwähnen*, wenn auf die Trias von *Race Class Gender* referiert wird, doch haben sich in jüngerer Zeit nur wenige feministische Wissenschaftlerinnen an Versuchen der Reformulierung des Klassenbegriffs beteiligt.³²

Noch komplizierter ist die Ankunft der Kategorie *race*. Die Gänsefüßchen und Klammern, die regelmäßig den Begriff der Rasse rahmen, sind Zeichen einer tiefen Irritation. Wann immer Rasse ohne Distanzmarkierung erscheint, kann man sicher sein, dass es das englische Wort ist, das in einem ansonsten deutschsprachigen Text verwendet wird. Rasse ist ein Begriff, den man in Deutschland, aber auch in Österreich, nicht in einer affirmativen Weise verwenden kann: Weder ist es möglich, anderen eine Rasse zuzuschreiben noch ist es üblich, Rasse als Basis für Selbstbeschreibungen zu gebrauchen, wie es in den USA gängige Praxis ist. Dies gilt nicht nur für den wissenschaftlichen Diskurs, sondern auch für die allgemeine öffentliche Diskussion. Eine öffentliche Debatte darüber, wie man Rassekategorien so re-definieren könnte, dass sie besser dazu taugen, eine »gemischte« Bevölkerung zu zählen und zu vermessen, wie dies kürzlich in den USA stattfand, wäre hierzulande nicht vorstellbar. Es liegt auf der Hand, dass die Unmöglichkeit einer Verwendung des Rassenbegriffs zurückgeht auf die Geschichte rassistischer Identitätspolitik im Nationalsozialismus, die auf Vernichtung und Eroberung ausgerichtet war. Es waren moderne wissenschaftliche Systeme der Klassifikation und Hierarchisierung von Rassen, die im Verbund mit dem Wahn unbegrenzter Machbarkeit den industrialisierten Genozid an Millionen von »Anderen«, vor allem an Juden, motivierten und legitimierten und es war ein im Namen völkischen Nationalismus geführter Eroberungs- und Vernichtungskrieg, der das Gesicht des europäischen Kontinents veränderte.

Die deutsche Geschichte hat die Gründe dafür geliefert, dass WissenschaftlerInnen hierzulande, die sich mit Fragen von *race* beschäftigen, den Begriff in der

Regel zum Gegenstand einer kritischen Analyse machen, ihn aber höchst selten als kategoriale Ressource verwenden. *Race* zirkuliert im Deutschen als negative Kategorie, aber es ist genau das Unpassende, oder mehr noch: das Unmögliche dieses Begriffs, mit dem eine Herausforderung verbunden ist. Dies wird besonders deutlich, wenn man den Fokus verschiebt und Deutschland als Teil der Europäischen Union und im Vergleich zu seiner europäischen Nachbarschaft betrachtet. Länder wie Großbritannien, Frankreich und die Niederlande sind in ganz anderer Weise genötigt worden, sich mit ihrer Geschichte als Einwanderungsländer und, im Zusammenhang damit, mit ihrer kolonialen Vergangenheit zu befassen. Deutschland ist nach wie vor nur zögernd dabei, anzuerkennen, dass es eine Vergangenheit als Kolonialmacht hat und seit langem ein Einwanderungsland ist. In Nachbarländern wie Großbritannien scheint es eine andere Auseinandersetzung mit dem Begriff *race* zu geben: Kritiken des Begriffs sind verbreitet, ebenso verbreitet sind pragmatische und affirmative Verwendungen durch Minoritäten, die sie als Identitätskategorien verwenden. Diese Konfiguration kontroverser Referenzen auf *race* lädt zu Diskussionen ein, während der Terminus in Deutschland, weil er tabuiert ist, die Problematik durch Entnennung dem Diskurs entzieht.

Im diskursiven Schatten dieser Tabus gibt es eine unterschwellige und unheimliche Kontinuität in der Selbstimagination als ethnisch homogener Nation. Die sozialpsychologisch-diskurspolitische Konstellation, in der die Nicht-Thematisierung tabuierter Vorstellungen von Differenz die *Kontinuierung* der Illusion ethnischer Homogenität ermöglicht, ist Symptom ungelöster Konflikte. Paradoxerweise ist es die gleiche Konstellation, die affirmative Begriffe kollektiver Identität für viele Feministinnen in Deutschland zutiefst suspekt gemacht hat – ob sie sich nun theoretisch auf den Dekonstruktivismus oder die negative Dialektik (Adorno) beziehen oder nicht. Die Referenzmöglichkeiten auf das, was Identität genannt wird, sind *historisch* fragwürdig geworden.

Intersektionalität:

Umriss und Aussichten einer theoretischen Programmatik

Während Besonderheiten des historischen Kontextes es zunächst auszuschließen scheinen, dass die Triade von *Race*, *Class*, *Gender* im deutschsprachigen Feminismus auf ein breites Echo stößt, ist es aus einer allgemeineren Perspektive betrachtet die gleiche Geschichte, die die intersektionelle Analyse der Strukturgeber von Ungleichheit zu einem bedeutsamen kritischen Projekt werden lässt. Ich möchte mit einem Ausblick auf die theoretischen Perspektiven schließen, die durch diese transatlantische Reisende eröffnet werden.

In einem Artikel *Managing the complexity of intersectionality* stellt die amerikanische Soziologin Leslie McCall fest, dass »(...) feminists are perhaps alone in the academy in the extent to which they have embraced intersectionality – the relationship between multiple dimensions of social relations and social identities – as itself a central category of analysis. One could even say that intersectionality is the most important theoretical contribution of women’s studies, along with racial and ethnic studies, so far.«³³

Das Verhältnis von Ungleichheit und Differenz unter Frauen hat sich politisch und epistemologisch als ›innenpolitisches‹ Kernproblem, als Identitätsfrage der Frauenbewegung und feministischer Theorie entwickelt: Wer ist »Wir«? Das paradoxe Moment dieser Entwicklung liegt darin, dass die theoretischen Fragen, die damit auf den Tisch gekommen sind, den Einzugsbereich des »Wir« sprengen und nicht im Fokus auf »Frauen« beantwortet werden können. Wenn schon gilt, dass Geschlechterverhältnisse nicht begriffen werden können, wenn man ausschließlich auf die weibliche Genus-Gruppe schaut, so trifft das umso mehr für andere »Achsen der Differenz« zu.

Class, *Race* und *Gender* sind relationale Begriffe. Wie die jeweilige Relationalität unter spezifischen sozio-historischen, kulturellen und ökonomischen Bedingungen verfasst ist, kann nicht begriffen werden, wenn man nur eine dieser Kategorien in den Blick nimmt. Sie müssen also sowohl in ihrer jeweiligen Spezifik als auch in ihrem Zusammenhang gesehen werden. Patricia Hill Collins bezeichnet dies als eine »both/and-strategy«: »We cannot study gender in isolation from other inequalities, nor can we only study inequalities’ intersection and ignore the historical and contextual specificity that distinguishes the mechanisms that produce inequality by different categorical divisions, whether gender, race, ethnicity, nationality, sexuality, or class.«³⁴

Leslie McCall unterscheidet in ihrer Diskussion über *intersectional analyses* drei Zugangsweisen: *anti-kategoriale* Zugangsweisen, die sie vor allem in dekonstruktivistischen und poststrukturalistischen Theorien vertreten sieht; *intra-kategoriale* Zugangsweisen, die Fragen von Differenz und Ungleichheit im Rahmen einer der jeweiligen Kategorien in den Blick nehmen, sei es Klasse, *Race*, Ethnizität oder Geschlecht, und, drittens, *inter-kategoriale* Zugangsweisen, die die Verhältnisse und Wechselwirkungen zwischen den Kategorien zu analysieren suchen.

Während McCall als empirische Ungleichheitsforscherin vor allem an methodologischen Fragen interessiert ist, daran, wie man empirisch in quantitativen Analysen von Ungleichheit mit den Überschneidungen von *Race*, *Class* und *Gender* umgehen kann,³⁵ möchte ich die theoretischen Herausforderungen kommentieren, die durch diese Debatte auf die Agenda gesetzt worden sind.

Obwohl mit der Programmatik der Intersektionalität theoretisch ein umfassender Zugriff auf gesellschaftliche Komplexität verbunden ist, der auch so genannte

Makrostrukturierungen in Kultur und Gesellschaft erfassen soll, ist die Mehrzahl der vorliegenden Studien mehr oder weniger auf einer mikro- bis meso-analytischen Ebene angesiedelt. Die vorherrschende Perspektive ist die Untersuchung von Einflüssen von *Race*, *Class* und *Gender* auf Erfahrungen von Subjekten, die Frage, wie die Zugehörigkeit zu den jeweiligen Kategorien den Zugang zu Ressourcen und Chancen beeinflusst, und wie die jeweiligen Kategorien in Identitätskonstruktionen einfließen.

Gewiss war und ist auf dieser Ebene der Analyse viel zu lernen und zu gewinnen. Für das programmatisch beanspruchte umfassendere Verständnis gesellschaftlicher Strukturierung entlang dieser Prinzipien von Ungleichheit und der damit verbundenen Positionierung von Subjekten in diesen Verhältnissen ist es jedoch unverzichtbar, das Problem der Intersektionalität gesellschaftstheoretisch zu präzisieren: Wie sind Geschlechterverhältnisse / heteronormative Sexualität, Klassenverhältnisse und Konfigurationen von Ethnizität und *Race/racism* in der Sozialstruktur und in der institutionellen Verfasstheit einer gegebenen Ökonomie und Gesellschaft, im nationalen wie im transnationalen Kontext verbunden? Und was geschieht mit diesen Relationalitäten unter den Bedingungen sozialer, politischer und ökonomischer Transformation? Die systematische Bedeutung dieser Erweiterung hat Cornelia Klinger hervorgehoben: »Es ist sinnlos, auf die sich überlagernden oder durchkreuzenden Aspekte von Klasse, Rasse und Geschlecht in den individuellen Erfahrungswelten hinzuweisen, ohne angeben zu können, wie und wodurch Klasse, Rasse und Geschlecht als gesellschaftliche Kategorien konstituiert sind.«³⁶

Das Problem, welches sich umgehend stellt, ist, ob feministische Theorie theoretisch darauf vorbereitet ist, die Debatte über *race/ethnicity*, *class*, *gender/sexuality* und deren Intersektionalität auf dieser Ebene zu führen. Die weitgehende Abwesenheit feministischer Stimmen in den aktuellen sozialdiagnostischen oder gesellschaftstheoretischen Debatten ist nicht zu übersehen.³⁷ Es scheint, als habe sich die Programmatik einer multidimensionalen intersektionellen Analyse in der Frauen- und Geschlechterforschung schneller verbreitet als die Fähigkeit feministischer Theorie, sie auszuarbeiten. Dies gilt, wie Fenstermaker und West konstatieren, trotz des längeren zeitlichen Vorlaufs auch für die USA. Einen Indikator für diese Schwierigkeit sehen sie in den Metaphern, mit denen die Vermittlungszusammenhänge zwischen unterschiedlichen gesellschaftlichen Strukturgebern bezeichnet werden:

It is interesting (...) that we who do feminist scholarship have relied so heavily on mathematical metaphors to describe the relationships among gender, race and class. (...) some of us, have drawn on basic arithmetic, adding, subtracting, and dividing what we know about race and class to what we already

know about gender. Some have relied on multiplication, seeming to calculate the effects of the whole from the combination of different parts. And others have employed geometry, drawing on image of ›interlocking‹ or ›intersecting‹ planes and axes (...) the sophistication of our mathematical metaphors often varies with the apparent complexity of our own experience. Those of us who (...) were able to ›forget‹ race and class in our analyses of gender relations may be more likely to ›add‹ these at a later point. By contrast, those of us who could never forget these dimensions of social life may be more likely to draw on complex geometrical imagery all along. Nonetheless, the existence of so many different approaches to the topic seems indicative of the difficulties all of us have experienced in coming to terms with it.³⁸

Wenn feministische Theorie und Geschlechterforschung nicht alle Werkzeuge bereitstellen, die sie benötigen, um sich in dieser Komplexität zu bewegen, dann müssen sie nach Theorieangeboten anderer Experten schauen. Aber: Sind die Teilnehmer an der nicht-feministischen Theoriediskussion besser vorbereitet, diese Programmatik der Intersektionalität produktiv aufzunehmen? Auch dies kann bezweifelt werden. Zwar mehren sich in jüngerer Zeit Plädoyers für eine integrative Theoriebildung. So stellen etwa Hans-Peter Müller und Michael Schmid in der Einleitung zu ihrem 2003 erschienenen Überblick über Hauptwerke der Ungleichheitsforschung fest, dass Gender im letzten Vierteljahrhundert zu einer der wichtigsten Kategorien sozialer Ungleichheit geworden sei. Ähnliches gelte für die Kategorie Ethnizität, die in dem Maße an Bedeutung gewinne, in dem im Gefolge einer immer umfangreicher werdenden Immigration aus den westlichen Nationalstaaten plurikulturelle Gebilde würden.³⁹ Dennoch steckt die diesbezügliche Theoriediskussion noch weitgehend in den Anfängen. Sowohl in Beiträgen zur Ungleichheitstheorie als auch in gesellschaftstheoretischen Zeitdiagnosen bleiben Geschlechterverhältnisse allzu häufig im Status des bloßen Erwähntwerdens. Verbreitet ist nach wie vor eine gesellschaftstheoretische Depotenzierung der Kategorie Geschlecht durch Vereingenschaftlichung, Personalisierung und die soziale Verortung von Geschlechterverhältnissen im Bereich des Privaten und der Intimbeziehungen.⁴⁰ An der von Karin Gottschall in ihrem Band *Soziale Ungleichheit und Geschlecht* festgestellten inhaltlichen Verselbständigung eines »soziologischen Ungleichheitsdiskurses ohne Geschlecht und einer feministischen Theorie ohne Klasse« hat sich noch nicht viel geändert.⁴¹

Angesichts der Beharrlichkeit dieser Konfiguration sich wechselseitig ergänzender Ausblendungen hat die transatlantische Reise der Triade von *Race*, *Class*, *Gender* auch ein provokatives Moment. Ursprünglich entwickelt, um die Sozialstruktur der US-amerikanischen Gesellschaft zu erfassen, hat sie auf ihrer Reise

nach Europa nicht nur zum ideologischen Diskurs über *diversity* beigetragen. Liest man es als Spiegel der Neuen Welt für das alte Europa so birgt das Paradigma der Intersektionalität ein bemerkenswertes Potential, über die europäische Moderne in einer neuen kategorialen Konstellation nachzudenken. Als systematische Analyseperspektive betrachtet, fordert die Triade von *Race, Class, Gender* dazu auf, die europäischen Moderne in ihrem historischen Zusammenhang zur Entfaltung einer kapitalistischen Ökonomie, einschließlich spezifisch bürgerlich-androzentrischer Formen von Herrschaft, gesellschaftlicher Rationalität und Rationalisierung, die sie voraussetzt und verschärft, neuerlich zu inspizieren.⁴² Die Gesellschaften Europas formieren bzw. entfalten sich mit dem 19. Jahrhundert als *zugleich* moderne, bürgerlich-patriarchale, politisch-kulturell nationalstaatlich verfasste kapitalistische Gesellschaften. Analysen, die jeweils nur eines dieser strukturellen Merkmale fokussieren (das Moderne, die bürgerlich-patriarchale Kultur und Herrschaft, die nationalstaatliche Verfasstheit, die Wirtschaftsweise) können diesen Strukturzusammenhang nicht begreifen, dessen Transformationen wir im Zeichen von Europäisierung und Globalisierung erleben. Versuche, die gegenwärtigen Veränderungen im Gesellschaftsgefüge, ihre Statik und Dynamik zu bestimmen, setzen eine angemessen komplexe Beschreibung der Ausgangskonstellation voraus.

Ein tiefenscharfes und umfassenderes Bild dieser Gesellschaftsgeschichte würde die enge und widersprüchliche Gleichzeitigkeit fokussieren zwischen historischen Verheißungen von Gleichheit und individuellen Rechten auf der einen und politisch-wissenschaftlichen wie ökonomischen Diskursen und Praxen auf der anderen Seite, die Differenzen und Ungleichheiten entlang der Achsen von Geschlecht, Klasse, Rasse und Ethnizität erfinden, institutionalisieren, legitimieren, missbrauchen und ausbeuten. Eine solche Sicht kann dazu beitragen, die falschen Verallgemeinerungen und die Selbsttäuschungen zu korrigieren, die Modernisierungstheorien von ihrer begrifflichen Anlage her so oft begleiten, und sie fördert die Fähigkeit kritischer Selbstreflexion, die in einer sich globalisierenden Welt zu den Grundkompetenzen gehört.⁴³ Ein Bewusstsein der unheimlichen Gleichzeitigkeit von Fortschritt und Barbarei, das sich entlang einer solchen Perspektive entwickeln kann, muss den mit der Moderne ermöglichten Fortschritt nicht leugnen, aber es wäre ungeeignet zur Legitimation hegemonialer Missionen im Namen westlicher Werte.

Es ist ein langer Weg vom schnell reisenden Mantra *raceclassgender*, das mit leichtem Gepäck unterwegs ist, hin zu den Herausforderungen intersektioneller Analyse. Es sollte deutlich geworden sein, dass die temporale Ökonomie doxographischen Erwähnens eine andere ist als die des Gebrauchs von Begriffen, die einen sofort in zeitraubende und verlangsamende Aktivitäten theoretischer Reflexion und empirischer Vergewisserung verwickelt, die ein bisschen dem ähneln, was Freud als »Erinnern, Wiederholen, Durcharbeiten« bezeichnet hat. Im Feld der Theorie

geschieht das über historische Rekonstruktion, Kontextualisierung und Vergleiche auf beiden Ebenen: auf der in der Erkenntnistheorie *ontologisch* genannten Ebene dessen, was *ist* und auf der *epistemologischen* Ebene der Frage, *wie* wir auf etwas schauen. Und, in einer selbstreflexiven Wendung gälte es auch die Frage einzubeziehen, wie beide Ebenen in der gegenwärtigen Kultur und Gesellschaft miteinander verbunden sind und wie sie die eigenen Aussagebedingungen bestimmen. Konkreter gefasst lässt sich auf diesem Hintergrund die paradigmatische Herausforderung intersektioneller Analyse übersetzen in: Lässt uns noch einmal die großen kritischen Theorietraditionen durcharbeiten, aber nicht als akademische Re-Lektüre, sondern ausgehend von den sich gegenwärtig stellenden Problemen, wie sie im Programm der Intersektionalität gebündelt werden, und auf der Basis von Einsichten, die aus vorangegangenen Kontroversen gewonnen werden konnten. Nur so lassen sich Rückfälle in alte Entweder-Oder-Positionen vermeiden nach dem Muster Kultur versus Gesellschaft, Materielles versus Diskursives, linguistisches versus mentalistisches Paradigma, usw.

Schaut man auf die Komplexitäten der Welt, die Arbeitsbedingungen an den Hochschulen eingeschlossen, dann mag die theoretische Programmatik der Intersektionalität wie eine Überforderung klingen. Hat feministische Theorie unbeabsichtigt ein überdimensioniertes Programm produziert, das Fragen aufwirft, die zu groß sind, um beantwortet zu werden? Oder zumindest zu groß, um sie individuell zu beantworten? Enthält das ganze Projekt nicht Phantasien gemeinsamer Arbeit, Kooperation, Austausch von Wissen in vielen Gegenstandsbereichen? Und setzt es nicht auch eine Fähigkeit voraus, die Grenzen dessen zu reflektieren, was man vor einem bestimmten Erfahrungshintergrund und aus einer bestimmten theoretischen Perspektive erkennen kann? Vielleicht ist es eine Art Ironie der Geschichte, dass ein kritisches Projekt dieses Zuschnitts ausgerechnet zu einer Zeit verbreiteter Desillusionierung und aufgenötigten Pragmatismus prominent wird. Indem es zumindest einen Raum offen hält, in dem sich *Diskrepanzen* vermerken lassen, verweist es nicht nur auf die Herausforderungen feministischer Theorie, sondern auch auf die uneingelösten und verstörenden Notwendigkeiten substantieller gesellschaftlicher Veränderung, denen Gender Mainstreaming und Anerkennung von Differenz nicht entsprechen können.

Anmerkungen

- 1 Bonnie Thornton Dill, Work at the Intersections of Race, Gender, Ethnicity, and Other Dimensions of Difference in Higher Education, in: Connections. Newsletter of the Consortium on Race, Gender & Ethnicity. University of Maryland (Fall 2002), 5-7.
- 2 Sabine Hark, Dissidente Partizipation. Zur Soziologie einer umstrittenen Wissensformation, Potsdam 2004 (Habilitationsschrift, Veröffentlichung in Vorbereitung).

- 3 Andrea Pető, An empress in a new-old dress, in: *Feminist Theory*, 2 (2001) 1, 89-93.
- 4 Rosi Braidotti u. Gabriele Griffin, Hg., *Thinking Differently: A Reader in European Women's Studies*, London 2002.
- 5 David Carroll, Hg., *The States of ›Theory‹. History, Art and Critical Discourse*, Stanford 1990, darin: Jacques Derrida, Some Statements and Truisms about Neologisms, Newisms, Postisms, Parasitisms and other Small Seisms, 63-95.
- 6 Nach der deutschen Ausgabe: Jacques Derrida, Einige Statements und Binsenweisheiten über Neologismen, New-Ismen, Post-Ismen, Parasitismen und andere kleine Seismen, Berlin 1997, 5.
- 7 Ebd., 16.
- 8 Antonella Corsani, Wissen und Arbeit im kognitiven Kapitalismus. Die Sackgassen der politischen Ökonomie, in: Thomas Atzert u. Jost Müller, Hg., *Immaterielle Arbeit und imperiale Souveränität*, Münster 2004, 156-175.
- 9 Ebd., 157.
- 10 Sheila Slaughter u. Larry L. Leslie, *Academic Capitalism: Politics, Policies and the Entrepreneurial University*, Baltimore 1997.
- 11 Derrida, Einige Statements, wie Anm. 5, 74.
- 12 Evelyn Annuß, Grenzen der Geschlechterforschung, in: *Feministische Studien*, 17 (1999) 1, 91-102; Mechthild Bereswill, »Gender« als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik, in: Michael Meuser u. Claudia Neusüß, Hg., *Gender Mainstreaming. Konzepte, Handlungsfelder, Instrumente*, Bonn u. Wiesbaden 2004 52-70; Ulla Bock, Zwanzig Jahre Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an deutschen Universitäten, in: *Feministische Studien*, 20 (2002) 1, 113-125; Ulla Bock u. Hilge Landweber, Frauenforschungsprofessuren. Marginalisierung, Integration oder Transformation im Kanon der Wissenschaften, in: ebd., 12 (1994) 1, 99-109; Irene Dölling, Die Institutionalisierung von Frauen- und Geschlechterforschung an ostdeutschen Hochschulen. Ein Ergebnis von Kämpfen im wissenschaftlichen Feld, in: Beate Kraus, Hg., *Wissenschaftskultur und Geschlechterordnung. Über die verborgenen Mechanismen männlicher Dominanz in der akademischen Welt*, Frankfurt am Main u. New York 2000, 153-169; Gabriele Griffin, Was haben wir erreicht? Eine kritische Auseinandersetzung mit dem ›Schicksal‹ von Women's Studies im Vereinigten Königreich, in: *Feministische Studien*, 20 (2002) 1, 70-86; Hark, Dissidente Partizipation, wie Anm. 2; Stefan Hirschauer, Wozu »Gender Studies«? Geschlechtsdifferenzierungsforschung zwischen politischem Populismus und naturwissenschaftlicher Konkurrenz, in: *Soziale Welt*, 54 (2003), 461-482; Barbara Holland-Cunz, Die Vision einer feministischen Wissenschaft und der Betrieb der normal science, in: Renate Niekant u. Uta Schuchmann, Hg., *Feministische Erkenntnisprozesse. Zwischen Wissenschaftstheorie und politischer Praxis*, Opladen 2003; 27-50; Gudrun-Axeli Knapp, Vom Rand zum Mainstream und zurück? Perspektiven der Frauen- und Geschlechterforschung, in: Eva Blimlinger u. Therese Garstenauer, Hg., *Women/Gender Studies: Against All Odds. Dokumentation der 7. österreichischen Wissenschaftlerinnentagung*, Innsbruck 2005, 65-77; Sigrid Metz-Göckel, Institutionalisierung der Frauenforschung oder vom Verbrauch der Visionen, in: *Netzwerk Journal*, 13 (2001), 31-39; Ursula Müller, Von der Gegen- zur Interventionskultur: Frauenforschung als institutionalisierte Sozialwissenschaft, in: Sigrid Metz-Göckel u. Felicitas Steck, Hg., *Frauenuniversitäten. Initiativen und Reformprojekte im internationalen Vergleich*, Opladen 1997, 157-178; Hildegard Nickel, Akademisierung und Vermarktlichung – Zwei Pole der Entpolitisierung der Frauen- und Geschlechterforschung, in: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 21 (2003) 2/3, 67-75; Barbara Nohr u. Silke Veth, Hg., *Gender Mainstreaming. Kritische Reflexion einer neuen Strategie*, Berlin 2002; Katharina Pühl, Geschlechterpolitik im Neoliberalismus, in: *Widerspruch. Beiträge zu sozialistischer Politik* 23 (2003) 44, 61-72; Angelika Wetterer, Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen, in: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien*, 20 (2002) 3, 129-150; Angelika Wetterer u. Angelika Saupe, Einführung in den Themenschwerpunkt »Feminist politics« oder »Gender Mainstreaming«: Über getrennte Diskurse und separierende Begriffe, in: *Zeitschrift für Frauenforschung & Geschlechterstudien*, 22 (2004) 2/3, 3-9.
- 13 Benedict Anderson, *Imagined Communities. Reflections in the Origin and Spread of Nationalism*, London u. New York 1983.

- 14 Gudrun-Axeli Knapp, Aporie als Grundlage. Zum Produktionscharakter der feministischen Diskurskonstellation, in: Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetterer, Hg., Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik II, Münster 2003, 240-265.
- 15 Judith Butler, Against proper objects, in: *differences. A Journal of Feminist Cultural Studies*, 6 (1994) 2/3, 1-26.
- 16 Waltraud Ernst, Diskurspiratinnen. Wie feministische Erkenntnisprozesse die Wirklichkeit verändern, Wien 1999; Hark, Dissidente Partizipation, wie Anm. 2; Mona Singer, Geteilte Wahrheit. Feministische Epistemologie. Wissenssoziologie und Cultural Studies, Wien 2005.
- 17 Angela Y. Davis, *Woman, Race, and Class*, New York 1981; Patricia Hill Collins, *Black Feminist Thought*, London 1990; dies., *Fighting Words: Black Women and the Search for Justice*, Minneapolis 1998; dies., *Moving Beyond Gender: Intersectionality and Scientific Knowledge*, in: Myra Marx Ferree, Judith Lorber u. Beth B. Hess, Hg., *Revisioning Gender*, London 1999, 261-285.
- 18 London u. New York 1990.
- 19 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1991, 210.
- 20 Derrida, *Einige Statements*, wie Anm. 5, 75.
- 21 Wendy Brown, *States of Injury: Power and Freedom in Late Modernity*, Princeton 1995.
- 22 Kimberlé Crenshaw, Mapping the Margins: Intersectionality, Identity Politics, and Violence Against Women of Color, in: *Stanford Law Review*, 43 (1991) 6, 1241-1299.
- 23 Michael Werz, ...oder freies Amerika. Die Stärken der USA sind Toleranz und Offenheit. Auch wenn Europa das nicht glauben mag, in: *Die Zeit* vom 14.10.2004 (2004) 43 (http://www.zeit.de/2004/43/Vergleich_Werz) (1.12.2004).
- 24 Sheila Slaughter, *Academic Capitalism: Moving Toward Market in the Sciences, the Arts, and Professional Schools* (Transcription of tape of talk by Sheila Slaughter Dec. 3, 1998 at Temple University), <http://www.astro.temple.edu/~meziani/templetoday/Slaughter.html> (11.9.2004).
- 25 Alison Woodward, Die McDonaldisierung der internationalen Frauenbewegung: Negative Aspekte guter Praktiken, in: *Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien*, 19 (2002) 1/2, 29-45; Fiona Williams, Contesting ›race‹ and gender in the European Union: a multilayered recognition struggle, in: Barbara Hobson, ed., *Recognition Struggles and Social Movements: Contested Identities, Power and Agency*, Cambridge 2003.
- 26 Susanna George, Why Intersectionality Works, in: *Women in Action*, (2001) 2, <http://www.isiswomen.org/pub/wia/wiawcar/intersectionality.htm> (24.5.2004).
- 27 Lynn Weber, *Understanding Race, Class, Gender, and Sexuality. A Conceptual Framework*, New York 2000.
- 28 Hark, Dissidente Partizipation, wie Anm. 2; Gudrun-Axeli Knapp, Grundlagenkritik und stille Post: Zur Debatte um einen Bedeutungsverlust der Kategorie »Geschlecht«, in: Bettina Heintz, Hg., *Geschlechtersoziologie, Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie*, 41 (2001), 53-75.
- 29 Ursula Aptsch u. Mechtild M. Jansen, Hg., *Migration, Biographie und Geschlechterverhältnisse*, Münster 2003; Iris Bednarz-Braun u. Ulrike Heß-Meining, Hg., *Migration, Ethnie und Geschlecht. Theorieansätze – Forschungsstand – Forschungsperspektiven*, Wiesbaden 2004; Sedef Gümen, Das Soziale des Geschlechts. Frauenforschung und die Kategorie »Ethnizität«, in: *Das Argument*, Bd. 224, 187-201; Encarnación Gutiérrez Rodríguez, *Intellektuelle Migrantinnen – Subjektivitäten im Zeitalter der Globalisierung*, Opladen 1999; Helma Lutz, Sind wir uns immer noch so fremd? – Konstruktionen von Fremdheit in der weißen Frauenbewegung, in: Ika Hügel u. a., Hg., *Entfernte Verbindungen*, Berlin 1993, 138-156; dies., *Migrations- und Geschlechterforschung: Zur Genese einer komplizierten Beziehung*, in: Ruth Becker u. Beate Kortendiek, Hg., *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methoden, Empirie*, Wiesbaden 2004, 476-485; Nora Räthzel, *Gegenbilder, Nationale Identitäten durch Konstruktionen von Anderen*, Opladen 1997; dies., *Rassismustheorien: Geschlechterverhältnisse und Feminismus*, in: Becker u. Kortendiek, Hg., *Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung*, 248-257.
- 30 Vgl. u. a. Veit Michael Bader, *Kollektives Handeln. Protheorie sozialer Ungleichheit und kollektiven Handelns*, Opladen 1991; Ulrich Beck, *Jenseits von Klasse und Stand? Soziale Ungleichheit, gesellschaftliche Individualisierungsprozesse und die Entstehung neuer sozialer Formationen und Identitäten*, in: Reinhard Kreckel, Hg., *Soziale Ungleichheiten, Soziale Welt*, Göttingen 1983, Son-

- derband 2, 35-74; Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialphilosophie 52 (2000), 36-59; Rainer Geißler, Kein Abschied von Klasse und Schicht. Ideologische Gefahren der deutschen Sozialstrukturanalyse, in: ebd., 48 (1996), 319-338; Stefan Hradil, Soziale Ungleichheit in Deutschland, Opladen 1999; Max Koch, Vom Strukturwandel einer Klassengesellschaft. Theoretische Diskussion und empirische Analyse, Münster 1998; Reinhard Kreckel, Politische Soziologie der sozialen Ungleichheit, 3. erweiterte Auflage, Frankfurt am Main u. New York 2004; Hans-Peter Müller, Abschied von der Klassengesellschaft? Über ein »Menetekel« im Spiegel der soziologischen Diskussion, in: Christoph Görg, Hg., Gesellschaft im Übergang, Darmstadt 1994, 120-140; Armin Nassehi, »Exklusion« als soziologischer oder sozialpolitischer Begriff?, in: Mittelweg 9 (2000) 5, 18-25; ders., Die Theorie funktionaler Differenzierung im Horizont ihrer Kritik, in: Zeitschrift für Soziologie, 33 (2004) 2, 98-118; ders., Inklusion, Exklusion, Ungleichheit. Eine kleine theoretische Skizze, in: Thomas Schwinn, Hg., Differenzierung und soziale Ungleichheit. Die zwei Soziologien und ihre Verknüpfung, Frankfurt am Main 2004, 323-352; Jürgen Ritsert, Soziale Klassen, Münster 1998; Uwe Schimank, Funktionale Differenzierung und soziale Ungleichheit: Die zwei Gesellschaftstheorien und ihre konflikttheoretische Verknüpfung, in: Joachim Giegel, Hg., Konflikt in modernen Gesellschaften, Frankfurt am Main 1998, 61-88; Markus Schroer, Klassengesellschaft, in: Georg Kneer, Armin Nassehi u. Markus Schroer, Hg., Klassische Gesellschaftsbegriffe der Soziologie, München 2002, 139-179; Thomas Schwinn, Soziale Ungleichheit und funktionale Differenzierung. Wiederaufnahme einer Diskussion, in: Zeitschrift für Soziologie 27 (1998) 1, 3-17; Rudolf Stichweh, Inklusion / Exklusion und die Theorie der Weltgesellschaft, in: Karl-Siegfried Rehberg, Hg., Differenz und Integration. Die Zukunft moderner Gesellschaften, Verhandlungen des 28. Kongresses der Deutschen Gesellschaft für Soziologie im Oktober 1996 in Dresden, Kongressband II, Opladen 1997, 601-607; Anja Weiß, Cornelia Koppetsch, Albert Scharenberg u. Oliver Schmidtke, Hg., Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit, Opladen 2001.
- 31 Veit Michael Bader, Albert Benschop, Michael R. Krätke u. Werner van Treek, Hg., Die Wiederentdeckung der Klassen, Argument Sonderband, Neue Folge AS 247, Berlin u. Hamburg 1998.
- 32 Joan Acker, The continuing Necessity of »Class« in Feminist Thinking, in: Knapp u. Wetterer, Hg., Achsen der Differenz. wie Anm. 14, 49-73; Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht 1: Arbeit, Macht, Anerkennung, Interessen, Opladen 1997; dies. u. Margareta Steinrücke, Klasse, Geschlecht, Kultur. Dokumentation eines Workshops anlässlich des 25jährigen Bestehens des Instituts zur Erforschung sozialer Chancen (ISO) am 8. November 1996 in Köln, Köln 1997; Petra Frerichs, Klasse und Geschlecht als Kategorien sozialer Ungleichheit, in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie, 52 (2000), 36-59.
- 33 Leslie McCall, Managing The Complexity of Intersectionality, Paper presented at the Regular Session on Feminist Theory, 2002, American Sociological Association Meetings, Anaheim 2003, 3.
- 34 Barbara Risman, Gender as a Social Structure: Theory Wrestling with Activism, in: Gender & Society, 18 (August 2004) 4, 429-451.
- 35 Leslie McCall, Complex Inequality. Gender, Class and Race in the New Economy, New York u. London 2001.
- 36 Cornelia Klinger, Ungleichheit in den Verhältnissen von Klasse, Rasse und Geschlecht, in: Knapp u. Wetterer, Hg., Achsen der Differenz, wie Anm. 14, 14-49, hier 25.
- 37 Karin Gottschall, Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs, Opladen 2000; Brigitte Aulenbacher, Rationalisierung und Geschlecht. Eine Bestimmung und Betrachtung ihres Zusammenhangs entlang soziologischer Gegenwartsanalysen, Habilitationsschrift Hannover 2004, Druck in Vorbereitung.
- 38 Candace West u. Sarah Fenstermaker, Doing Difference, in: Ester Ngang-Ling, Doris Wilkonson u. Maxine Baca Zinn, Hg., Race, Class, and Gender: Common Bonds, Different Voices, London 1996, 357-384, hier 357.
- 39 Hans-Peter Müller u. Michael Schmid, Hauptwerke der Ungleichheitsforschung, Opladen 2003, 9.
- 40 Zur Kritik vgl. Aulenbacher, Rationalisierung und Geschlecht, wie Anm. 37; Regina Becker-Schmidt, Selbstreflexion als wissenschaftliche Urteilskraft, Reflexivität als soziales Potential. Notizen zu Ansätzen einer kritischen Theorie, in: Angelika Pofertl u. Nathan Sznajder, Hg., Ulrich Becks kosmo-

politisches Projekt auf dem Wege in eine andere Soziologie, Baden-Baden 2004, 53-72; Ursula Beer, Das Geschlechterverhältnis in der »Risikogesellschaft«. Überlegungen zu den Thesen von Ulrich Beck, in: Feministische Studien 10 (1992) 1, 99-105; Gottschall, Soziale Ungleichheit, wie Anm. 37; Gudrun-Axeli Knapp u. Angelika Wetterer, Hg., Soziale Verortung der Geschlechter. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik, Forum Frauenforschung Bd. 13, Münster 2001, 7-13.

- 41 Gottschall, Soziale Ungleichheit und Geschlecht, wie Anm. 37, 15.
- 42 Theodor W. Adorno u. Max Horkheimer, Dialektik der Aufklärung. Gesammelte Schriften 3, Frankfurt am Main 1998; Christine Kulke u. Elvira Scheich, Hg., Zwielficht der Vernunft. Die Dialektik der Aufklärung aus der Sicht von Frauen, Pfaffenweiler 1992
- 43 Ulrich Beck, Macht und Gegenmacht im globalen Zeitalter. Neue weltpolitische Ökonomie, Frankfurt am Main 2002.